

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Wolf, Christa  
**Ein Tag im Jahr im neuen Jahrhundert**

2001-2011

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42360-8





# Christa Wolf

Ein Tag im Jahr  
im neuen Jahrhundert  
2001-2011

Herausgegeben  
von Gerhard Wolf

Suhrkamp

Erste Auflage 2013

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch  
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,  
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42360-8

Ein Tag im Jahr  
im neuen Jahrhundert



## Mein siebenundzwanzigster September

*Vorwort zu »Ein Tag im Jahr«*

Wie kommt *Leben* zustande? Die Frage hat mich früh beschäftigt. Ist Leben identisch mit der unvermeidlich, doch rätselhaft vergehenden Zeit? Während ich diesen Satz schreibe, vergeht Zeit; gleichzeitig entsteht – und vergeht – ein winziges Stück meines Lebens. So setzt sich Leben aus unzähligen solcher mikroskopischen Zeit-Stücke zusammen? Merkwürdig aber, daß man es nicht ertappen kann. Es entwischt dem beobachtenden Auge, auch der fleißig notierenden Hand und hat sich am Ende – auch am Ende eines Lebensabschnitts – hinter unserem Rücken nach unserem geheimen Bedürfnis zusammengefügt: gehaltvoller, bedeutender, spannungsreicher, sinnvoller, geschichtenträchtiger. Es gibt zu erkennen, daß es mehr ist als die Summe der Augenblicke. Mehr auch als die Summe aller Tage. Irgendwann, unbemerkt von uns, verwandeln diese Alltage sich in gelebte Zeit. In Schicksal, im besten oder schlimmsten Fall. Jedenfalls in einen Lebenslauf.

Der Aufruf der Moskauer Zeitung »Iswestija«, der 1960 an die Schriftsteller der Welt erging, hat mich sofort gereizt: Sie mögen einen Tag dieses Jahres, nämlich den 27. September, so genau wie möglich beschreiben. Das war eine Wiederaufnahme des Unternehmens »Ein Tag der Welt«, das Maxim Gorkij 1935 begonnen hatte, das nicht ohne Resonanz geblieben war, dann aber nicht weitergeführt wurde. – Ich setzte mich also hin und beschrieb meinen 27. September 1960.

So weit, so gut. Aber warum beschrieb ich dann auch den 27. September 1961? Und alle darauf folgenden 27. September, bis heute – dreiundvierzig Jahre lang, nun schon mehr als die Hälfte meines erwachsenen Lebens? Und kann damit nicht aufhören? – Nicht alle Gründe dafür sind mir bewußt, einige kann ich nennen: Als erstes meinen Horror vor dem Vergessen, das, wie ich beobachtet habe, besonders die von mir so geschätzten Alltage mit sich reißt. Wohin? Ins Vergessen eben. Vergänglichkeit und Vergeblichkeit als Zwillingsschwestern des Vergessens: Immer wieder wurde (und werde) ich mit dieser unheimlichen Erscheinung konfrontiert. Gegen diesen unaufhaltsamen Verlust von Dasein wollte ich anschreiben: Ein Tag in einem jeden Jahr wenigstens sollte ein zuverlässiger Stützpfiler für das Gedächtnis sein – pur, authentisch, frei von künstlerischen Absichten beschrieben, was heißt: dem Zufall überlassen und ausgeliefert. Was diese zufälligen Tage mir zutrieben, konnte und wollte ich nicht steuern; so stehen scheinbar belanglose Tage neben »interessanteren«, Banalem durfte ich nicht ausweichen, »Bedeutendes« nicht suchen oder gar inszenieren. Mit einer gewissen Spannung begann ich darauf zu warten, was dieser Tag des Jahres, wie ich ihn bald nannte, mir in dem laufenden Jahr bringen würde. Die Aufzeichnungen wurden zu einer manchmal genußvollen, manchmal lästigen Pflichtübung. Sie wurden auch zu einer Übung gegen Realitätsblindheit.

Als schwieriger erwies es sich schon, auf diese Weise Entwicklungen einzufangen. Alle diese einzelnen Tagesprotokolle können ja nicht beanspruchen, für die vierzig Jahre zu stehen, aus denen sie, inselhaft, herausgepickt wurden. Doch hoffte ich: Indem ich punktuell, in regelmäßigen Abständen, einen Befund erhob, mochte sich mit der Zeit eine Art Diagnose ergeben: Ausdruck meiner Lust, Verhältnisse, Menschen,

in erster Linie aber mich selbst zu durchschauen. Ich notierte – oft am gleichen Tag beginnend, meistens noch bis in die nächsten Tage hinein –, was ich an jenem Tag erlebt, gedacht, gefühlt hatte, Erinnerungen, Assoziationen – aber auch die Zeitereignisse, die mich in Bann hielten, politische Vorgänge, die mich betrafen, den Zustand des Landes, in dem ich bis 1989 Anteil nehmend lebte, und – das war nicht vorhersehbar gewesen – die Phänomene des Zusammenbruchs der DDR und die des Übergangs in eine andere Gesellschaft, einen anderen Staat. Und natürlich spiegeln sich meine manchmal jäh, häufiger aber allmählich sich verändernden Einstellungen zu all diesen komplexen, komplizierten Vorgängen: Konflikthafte, angreifende Auseinandersetzungen. In diesem Sinne sind diese Aufzeichnungen mehr als nur Material, sie wurden – wenn auch keineswegs vollständig – auch ein Beleg für meine Entwicklung. Der Versuchung, frühere Fehltritte, ungerechte Einschätzungen aus heutiger Sicht zu korrigieren, mußte ich widerstehen.

Diese Tagebuchblätter unterscheiden sich deutlich von meinem übrigen Tagebuch, nicht nur in ihrer Struktur, auch inhaltlich und durch stärkere thematische Gebundenheit und Begrenztheit. Aber auch sie waren nicht zur Veröffentlichung bestimmt, wie etwa jene anderen Texte es von vorneherein waren, die den Ablauf eines Tages zum Anlaß für ein Prosastück nehmen: »Juninachmittag«, »Störfall«, »Was bleibt«, »Wüstenfahrt« – Beweisstücke für meine Faszination von dem erzählerischen Potential in beinahe jedem beliebigen Tag. Dagegen bedurfte es eines ausdrücklichen Entschlusses, diese Aufzeichnungen zu publizieren, in denen das »Ich« kein Kunst-Ich ist, sich ungeschützt darstellt und ausliefert – auch jenen Blicken, die nicht von Verständnis und Sympathie geleitet sind.

Warum tut man das. Meine Erfahrung ist: Von einem be-

stimmten Zeitpunkt an, der nachträglich nicht mehr zu benennen ist, beginnt man, sich selbst historisch zu sehen; was heißt: eingebettet in, gebunden an seine Zeit. Ein Abstand stellt sich her, eine stärkere Objektivität sich selbst gegenüber. Der selbstkritisch prüfende Blick lernt vergleichen, wird dadurch nicht milder, vielleicht etwas gerechter. Man sieht, wieviel Allgemeines auch in Persönlichem steckt, und hält für möglich, daß das Bedürfnis des Lesers, zu urteilen und zu richten, ergänzt werden kann durch Selbstentdeckung und, im günstigsten Fall, Selbstwahrnehmung.

Subjektivität bleibt wichtigstes Kriterium des Tagebuchs. Dies ist ein Skandalon in einer Zeit, in der wir mit Dingen zugeschüttet und selbst verdinglicht werden sollen; auch die Flut scheinbar subjektiver schamloser Enthüllungen, mit denen die Medien uns belästigen, ist ja kühl kalkulierter Bestandteil dieser Warenwelt. Ich wüßte nicht, wie wir diesem Zwang zur Versachlichung, der bis in unsere intimsten Regungen eingeschleust wird, anders entkommen und entgegentreten sollten als durch die Entfaltung und auch durch die Entäußerung unserer Subjektivität, ungeachtet der Überwindung, die das kosten mag. Das Bedürfnis, gekannt zu werden, auch mit seinen problematischen Zügen, mit Irrtümern und Fehlern, liegt aller Literatur zugrunde und ist auch ein Antriebsmotiv für dieses Buch. Es wird sich zeigen, ob die Zeit für ein solches Wagnis schon gekommen ist.

Aber der ausschlaggebende Grund dafür, diese Blätter zu publizieren: Ich denke, sie sind ein Zeitzeugnis. Ich sehe es als eine Art Berufspflicht an, sie zu veröffentlichen. Unsere jüngste Geschichte scheint mir Gefahr zu laufen, schon jetzt auf leicht handhabbare Formeln reduziert und festgelegt zu werden. Vielleicht können Mitteilungen wie diese dazu beitragen, die Meinungen über das, was geschehen ist, im Fluß

zu halten, Vorurteile noch einmal zu prüfen, Verhärtungen aufzulösen, eigene Erfahrungen wiederzuerkennen und zu ihnen mehr Zutrauen zu gewinnen, fremde Verhältnisse etwas näher an sich heranzulassen . . .

An der Authentizität der Texte habe ich festgehalten. Leichte Kürzungen wurden vorgenommen. In einigen Fällen mußten Sätze aus Gründen des Personenschutzes gestrichen werden.

*April 2003*



Christa Wolf hat die Aufzeichnungen zu ihrem 27. September, wie sie seit 2003 als Buch vorliegen (»Ein Tag im Jahr. 1960-2000«), fortgeführt. Zunächst, um sie getreulich zum eigenen Selbstverständnis festzuhalten, wobei sie schon für das erste Jahr 2001 von diesem Vorhaben Abstand nahm, als sie das Manuskript bei einem Treffen vorlas, das Bundeskanzler Gerhard Schröder am 23. Januar 2002 mit Schriftstellern im Kanzleramt veranstaltete (veröffentlicht wurde der Text in der »neuen deutschen literatur«, Heft 543, Berlin 2002, und im Band »Mit anderem Blick«, Frankfurt/M. 2005).

Die Texte sind hier nach den Maßgaben abgedruckt, wie sie die Autorin selbst festgelegt hat, nach den Fassungen, die als Ausdrucke aus ihrem Computer, also gewissermaßen von ihr zunächst autorisiert, zur Verfügung standen. Wir weichen in zwei Fällen, in denen uns nur die ersten handschriftlichen, also unbearbeiteten Manuskripte vorlagen, von diesem Ausgabeprinzip ab: 2008 konnte Christa Wolf die Ereignisse des Tages nicht sofort aufzeichnen, weil sie nach Operationen im Krankenhaus dazu nicht fähig war und nur in dieser handschriftlichen, nicht korrigierten Fassung später ihrer Pflicht nachkommen wollte, des Tages zu gedenken. 2011 schließlich hat sie auch dazu nicht mehr die Kraft. Am 27. September bricht sie mitten im Schreiben ab. Um von diesen Handschriften authentisch in Kenntnis zu setzen, werden sie auch als Faksimiles abgedruckt.

*Gerhard Wolf, November 2012*



Donnerstag, 27. September 2001

*Berlin*

Ich erwache von einer Stimme, die laut sagt: Ein Riß im Gewebe der Zeit. Ich lausche dieser Stimme nach, beglückt über die Wahrheit, die sie ausspricht, ehe mir bewußt wird, wo ich bin; daß es früher Morgen ist, daß ich im Bett liege, und je mehr Realität mein Bewußtsein widerwillig zuläßt, um so mehr schwindet das Gefühl der Beglückung; ich habe lernen müssen, daß Wahrheit nicht glücklich macht, weil sie allein nichts bewirkt. Aufdringlich, so als gehörten sie zur Realität (und sie gehören ja auch dazu), entstehen auf meinem inneren Bildschirm die letzten Bilder von CNN, die ich heute nach Mitternacht noch gesehen habe und mit denen ich schwer einschlafen konnte, obwohl ich nicht versäumt hatte, die zwei Kapseln Baldrian-Dispert zu nehmen: Der Sender verzichtete nicht auf das Wort Krieg: »America's War Against Terrorism«.

Mit einem Schlag sind die Gefühle von Spannung und Angst wieder da, die dieser Realität entsprechen und die schon so oft in meinem Leben den Tagesanfang begleiteten. Heute also die Frage: Haben die Amerikaner heute nacht ihren angedrohten Vergeltungsschlag gegen Afghanistan – oder gegen wen sonst? – unternommen? Da ich mir einreden kann, es sei noch zu früh, um aufzustehen, drücke ich mich noch etwas vor der Antwort – ganz anders, erinnere ich mich, als damals, als der Golfkrieg begann: Da hockte ich um vier Uhr nachts vor dem Fernseher und sah, was ich sehen sollte: Das Feuer, das der Landung der amerikanischen Truppen an der

Küste Kuwaits vorausging. Ich weinte und mußte dann in der Zeitung lesen, ich sei gegen Israel, wenn ich diesen Krieg nicht gutheiße, um viel später zu erfahren, daß die junge Frau, die mit ihrem Augenzeugenbericht über die von entmenschten Irakern ermordeten kuwaitischen Babys die letzte moralische Rechtfertigung für die Bombardements geliefert hatte, die Tochter eines Angehörigen der kuwaitischen Botschaft in den USA war, die kein ermordetes Baby zu Gesicht bekommen hatte.

Ich gebe mir also noch eine Frist, ehe ich aufstehe, und ziehe aus den verrutschenden Bücherstapeln auf meinem kleinen gläsernen Nachttisch dasjenige Buch heraus, das zu »den Ereignissen« – so nennt man sie inzwischen – der letzten Wochen am besten, was heißt: unheimlich genau zu passen scheint: »City of God« von E. L. Doctorow, welches man, wenn man wollte, als einen Beweis mehr dazu gebrauchen – mißbrauchen? – könnte, daß für sensible Einwohner von New York lange schon eine Vorahnung von Katastrophen in der Luft gelegen haben muß, die sie zu einer intensiven Suche nach einem Grund für ihre Angst und für ihre moralische Unruhe trieb. »Es bleibt vielleicht nicht mehr viel Zeit. Wenn die Demographen recht haben, werden um die Mitte des kommenden Jahrhunderts zehn Milliarden Menschen auf der Erde leben. Gigantische Megastädte überall auf dem Planeten, voller Menschen, die um dessen Ressourcen kämpfen. Unter solchen Umständen werden die Gebete der Menschen als Schreie zum Himmel schallen. Und unseren Hoffnungen auf ein Leben, wie es sein könnte, werden solche Schändungen, solche Schocks widerfahren, daß das zwanzigste Jahrhundert zum verlorenen Paradies werden wird.«

Jenes zwanzigste Jahrhundert, denke ich, das Historiker doch, nicht einmal zwei Jahre ist das her, mit dem Signum

»grauenvollstes Säculum der Menschheitsgeschichte« verabschiedet hatten; das mich nur einmal direkt in eine seiner Katastrophen hineingezogen, es mir sonst aber gestattet hatte, an einer seiner gefährlichsten Konfliktstellen zwar spannungsreich, äußerlich aber vergleichsweise unbehelligt zu leben. – Die Denkmaschine ist also wieder angesprungen. Ich stehe auf, ziehe den Vorhang zurück, ein trüber Tag, wie all die trüben Tage seit dem 11. September.

Gerd ist schon in der Küche, Kaffee oder Tee? fragt er. Tee. Im Bad drücke ich sofort auf den Knopf des kleinen schwarzen Radios. Nein. Es ist noch nicht Krieg. Der Kreuzzug hat noch nicht begonnen. Der Ring der Antiterrorkoalition um Afghanistan schließt sich. Auch die ehemaligen Sowjetrepubliken Turkmenistan, Aserbaidshan und Usbekistan gehören dazu. Der Westen, höre ich, sprich: die USA hätten seit längerem ein Interesse an ungestörtem Öltransport durch Afghanistan. Während ich dusche, mich anziehe – bequeme Sachen, vorläufig kann ich zu Hause bleiben –, höre ich, Hunderttausende von Flüchtlingen verlassen Afghanistan in Richtung Pakistan, oder sie ziehen sich aus den von Bombardements bedrohten Städten aufs Land zurück – in beiden Fällen haben sie keine Nahrungsmittel, die UNO warnt vor einer »humanitären Katastrophe« und fordert Millionen, um das Schlimmste zu verhindern, und ich, unverbesserlich, muß mir für den Bruchteil einer Sekunde vorstellen, die an dem künftigen, schon als unausweichlich akzeptierten Krieg beteiligten Länder, allen voran die USA, würden die Hälfte der Milliarden Dollar, die dieser Krieg verschlingen wird, nicht auf die Unterstützung ihrer Rüstungsindustrie durch die Erzeugung neuen Bedarfs verwenden, sondern diese Unsummen den vom Hungertod bedrohten Menschen für Nahrungsmittel, Medikamente, für den Aufbau ihres schon jetzt zerstörten Landes

und für die Bestechung ihrer anscheinend käuflichen Stammesführer geben und so womöglich künftigen Terroristen Boden entziehen . . . Unrealistisch? Um so schlimmer für die Realität. Rasend schnell, denke ich, gleitet die gute alte »Wirklichkeit« ins Absurde ab, die Grenzen des Erzählbaren scheinen immer mehr zu schrumpfen. Darüber wäre zu schreiben, denke ich. – Doch wozu?

Wortkarg sitzen wir am Frühstückstisch, Gerd hat seine geliebten Körner gemacht, Buchweizengrütze, die wir nebst ihrer authentischen Herstellungsart einst in Moskau kennengelernt haben, die wir uns manchmal von dort mitbrachten und jetzt in jedem Bioladen kaufen können. Wir reichen uns mit knappen Bemerkungen die Zeitungsblätter zu, Bin Laden, »der meistgesuchte Mann der Welt«, ist also angeblich untergetaucht, die Taliban behaupten, ihn nicht zu finden, die USA, heißt es, legen es im Bündnis mit der »Nordallianz« darauf an, die Taliban zu vernichten, die Afghanistan unter ihrer Knute halten – besonders die Frauen, die rechtlos und grotesken Bestrafungen ausgesetzt sind, wenn sie die Gesetze übertreten, welche angeblich aus dem Koran abgeleitet wurden. Ich überfliege die Nachrichten, einige davon noch vor wenigen Jahren unvorstellbar – Putins Auftritt vor dem Bundestag, die CDU in Hamburg, die vier Prozent bei den Wahlen verloren hat, sieht darin den klaren Wählerauftrag, die Regierung zu bilden, und zwar mit Herrn Schill, dessen rechte Partei aus dem Stand fast zwanzig Prozent erreichte, die USA verzichten auf den militärischen Beistand der NATO, die Deutschen übernehmen die Führung bei der neuen Mazedonien-Mission, Peres und Arafat beschließen neue Sicherheitskooperation, der DAX, der in den letzten Tagen in den Keller gerutscht war, hat sich etwas erholt: Dies, denke ich, ist die wichtigste Nachricht, die »Normalität«, die die Global

Players anstreben und die wohl auch wir, wenig DAX-interessiert, wünschen müssen, frage ich mich, denn nolens volens sitzen wir alle in dem Boot, dessen Kurs die Börse bestimmt. Fragezeichen. Obwohl auch die Rückkehr zum Business as usual, so sehr Tausende von Schicksalen daran geknüpft sein mögen, eher zu den virtuellen Phantomen gehört, von denen ich mich umgeben sehe, und nicht zur Wirklichkeit, denke ich.

Denn »wirklich«, wenn dieses Wort noch etwas bedeutet, ist der Riß im Gewebe der Zeit. Das weiß ich, obwohl ich es da noch nicht so ausdrücken konnte, seit jener Minute am Nachmittag des 11. September, als auf dem Fernsehschirm im Zimmer meines Lektors (wo wir an einem Text gearbeitet hatten, jäh unterbrochen durch Gerds Anruf: Schaltet den Fernseher an!) kurz nacheinander zwei Flugzeuge in die Zwillingstürme von New York rasten und, während mein Gehirn noch ungläubig nach Erklärungen suchte, mein Körper schon begriffen hatte und jenes unangenehm ziehende Gefühl erzeugte, das mir immer anzeigt, daß etwas Unwiderrufliches, zumeist Schreckliches passiert und daß ich die Umstände, unter denen ich diesen Augenblick erlebe, nie vergessen werde: Kriegsbeginn 1939. Flucht aus der Heimatstadt Januar 1945. Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in die Tschechoslowakei 1968. – Im Alter wäre ich gerne von Geschichte verschont geblieben. Wie gerne hätte ich meine Enkelkinder in ein friedlicheres Jahrhundert entlassen.

Ich erinnere mich, daß zwei Fragen kurz nacheinander in mir auftauchten, während ich, hypnotisiert von unglaubwürdigen Fernsehbildern, in dem fremden Zimmer stand: Fängt so der Dritte Weltkrieg an? Und: Ist das der Anfang vom Ende? Ich fing an, mich an diesen Fragen abzarbeiten, während ich mein Manuskript zusammenpackte und dann lange auf

das Taxi warten mußte, das ein ganz alltäglicher Stau aufgehalten hatte, während über das Autoradio die aufgeregten fassungslosen Stimmen der Reporter kamen und der Fahrer, ein bedächtiger Mann, zu meiner Erleichterung Erschrecken und Mitgefühl zeigte; seitdem haben diese Sätze mich begleitet, als Behauptungen, als Zweifelssätze, als Fragesätze, und sie haben wechselnde Antworten hervorgetrieben, von denen keine mir genügt. – Ich weiß noch, wie auf jener unwirklichen Taxifahrt die Gesichter meiner amerikanischen Bekannten und Freunde in mir auftauchten und wie ich gleichzeitig, da ich die ganze Zeit aus dem Autofenster blickte, die Häuser, Straßen und Plätze meiner Stadt mit anderen Augen sah: Als mögliche Ziele für blindwütige Zerstörung.

Es ist fast zehn Uhr, als ich die Zeitung weglege, die Küche aufräume, die Wäsche aus der Waschmaschine nehme und im Bad aufhänge, alle die Handgriffe, die das Gewebe des Alltags ausmachen und, in ihrer Summe, das Gewebe der Zeit; die mich jeden Tag aufs neue stören, da sie mich angeblich von der »eigentlichen« Arbeit abhalten, und die mich doch, je älter ich werde, jeden Tag aufs neue befriedigen: der kostbare Alltag. Nachdem ich die Betten gemacht habe, hocke ich mich auf den Bettrand und blättere in dem Doctorow, auf der Suche nach einem bestimmten Satz, der mir endlich auch ins Auge sticht: »Die wirkliche Konsistenz von gelebtem Leben«, lese ich, »kann kein Schriftsteller wiedergeben.« Direkt und lakonisch, wie man es sich nur wünschen kann. Dies werde ich mir jetzt also notieren, mit der gleichen grimmigen Genugtuung, mit der ein Patient sich die hoffnungslose Diagnose seines Arztes anhören würde. Als wüßte ich das nicht schon lange, sage ich mir, während mein Computer warm läuft. Wie lange? Nicht zu beantworten. Manche Einsichten erreichen dich, über Zeiträume verteilt, in homöopathischen